

Grundzüge der interkulturellen Suchtprävention

Referat: Sibilla Schuh

Lassen Sie mich zunächst ein wenig relativieren: Ich werde Ihnen im Folgenden nicht DIE Grundzüge der interkulturellen Suchtprävention im Sinn einer absoluten Weisheit vermitteln, sondern was ich kann, ist lediglich, Ihnen etwas von MEINEN Erfahrungen und Vorstellungen im Bereich der interkulturellen Suchtprävention zu erzählen.

Vor vielen Monaten, als ich die Anfrage für dieses Referat erhielt, fing es in meinem Hirn an zu rumoren und dann purzelten plötzlich einige Stichwörter durcheinander, die mir seit-her nie mehr ganz aus dem Sinn gegangen sind.

Provisorium/Sicherheit/Prävention/Partizipation/Pluralismus/ Perspektive/Ressourcen

Und als ich dann vor einiger Zeit konkret anfing, mir Gedanken zum heutigen Tag zu machen, begann ich damit, diese hartnäckigen Stichwörter einmal näher zu umkreisen. In welchem Verhältnis stehen sie zueinander? Und was haben sie mit dieser Tagung und mit dem Thema meines Referates zu tun. Wo anfangen?

Am Anfang war die Prävention? Nein, bei aller Wertschätzung für die zahlreichen Suchtpräventionsstellen, mit denen ich immer wieder zusammenarbeite, das wäre doch etwas überrissen und zu eng fokussiert. Prävention steht ja immer in Beziehung zu den Menschen, an die sie sich richtet.

Wenn wir uns im Bereich der interkulturellen Suchtprävention bewegen, müssen wir uns also zunächst einmal auf die Realität der Menschen einlassen, die, aus welchem Grund auch immer, ihre Heimat verlassen haben, um, wie kurz oder lang auch immer, in diesem Land zu leben. Migrationsprozesse sind immer ein schwieriger, oft schmerzhafter Weg, der zumindest in den ersten Jahren, oft aber auch viel länger von Trauer, Verunsicherung und Orientierungsverlust gekennzeichnet ist. Durch die Migration werden die Menschen aus ihrem herkömmlichen sozialen Netz herausgerissen und in einen gesellschaftlichen Kontext hinein katapultiert, in dem sie ihre Erfahrungen und Ressourcen – teils infolge der äusseren Gegebenheiten, teils durch die innere Verunsicherung – manchmal nur beschränkt nutzen können. Die verinnerlichten Muster - von den gesellschaftlichen Werten und Normen über die sprachlichen Verständigungsmöglichkeiten bis hin zur nonverbalen Kommunikation - tragen nicht mehr, neue sind noch nicht verfügbar. Die meisten Menschen in dieser Phase versuchen, ihren Orientierungsverlust durch ein besonders starkes Festhalten am verbleibenden Vertrauten zu kompensieren.

Sehr viele Arbeitsmigranten und -migrantinnen in der Schweiz und auch viele Flüchtlinge kommen aus eher kollektiv organisierten Gesellschaften, die wenig Ausbruchsmöglichkeiten und Eigenständigkeit erlaubten. Und nun sollten sie ganz plötzlich in der Fremde immer wieder allein Wege suchen und Schritte machen, die sie von der ursprünglichen Zugehörigkeit entfernen und, so sehr sie sich bemühen, letztlich doch keine wirkliche Zugehörigkeit zur neuen Gemeinschaft ermöglichen - denken wir nur an die durch unsere Ausländergesetzgebung bedingte jahrelange Unsicherheit bezüglich der Erneuerung der Aufenthaltserlaubnis oder auch an die fehlenden politischen Rechte der Migranten und Migrantinnen.

Viele von ihnen stammen zudem aus ländlichen Gebieten mit relativ homogenen Gesellschaftsstrukturen. Zum Aufprall auf Fremdes, Unvertrautes und zur Verunsicherung in Bezug auf das bisher Selbstverständliche kommt für sie dazu, dass in sehr heterogenen Gesellschaften (wie der Schweiz) ganz unterschiedliche Möglichkeiten des zwischenmenschlichen Umgangs nebeneinander her gehen. Menschen, die in traditionellen Gesellschaften

herangewachsen sind, sind weniger gewohnt und "trainiert", in einer Vielfalt von Werten und Normen ihren eigenen Weg finden zu müssen.

Aus allen Kulturen gibt es Migranten und Migrantinnen, die bei allen Schwierigkeiten, die eine Migration mit sich bringt, ihren Weg gefunden haben. Ich werde später auf die grosse Bedeutung von ihren Erfahrungen und ihren Ressourcen für die Suchtprävention im interkulturellen Kontext zurückkommen.

Zunächst aber möchte ich auf die grosse Zahl von Menschen eingehen, die aufgrund der schwierigen Bedingungen, in denen sie leben, mehrheitlich stark auf die Vergangenheit und auf eine erhoffte bessere Zukunft nach der Rückkehr in die Heimat ausgerichtet sind, und die das Hier und Jetzt vor allem als Not erleben. Menschen, die sich aufgrund ihrer migrationsbedingten Verunsicherung oft ohnmächtig und handlungsunfähig fühlen, die häufig sozial isoliert sind und die – aus sprachlichen und kulturellen Gründen - vielleicht kaum oder keinen Zugang zu den unterstützenden sozialen Angeboten dieses Umfelds haben. Menschen, die aufgrund von all diesen Umständen - aber auch bedingt durch unsere Gesetzgebung - vielfach in einem prekären Dauerprovisorium leben.

Ohnmacht und Dauerprovisorium auf der einen und Prävention auf der anderen Seite sind zwei entgegen gesetzte Pole. Prävention erfordert Orientierung, autonome Handlungsfähigkeit und Perspektiven. Menschen, die gerade in diesen Bereichen einen grossen Mangel erleben und empfinden, sind kaum offen für Botschaften, die auf Eigenständigkeit und autonome Gestaltungsmöglichkeiten des eigenen Lebens ausgerichtet sind.

Plakatserie Suchtpräventionsstellen des Kantons Zürich: Neue Wege

Und für Menschen, die die Befriedigung ihrer emotionalen und sozialen Bedürfnisse auf die besseren Zeiten nach der ersehnten Rückkehr in die Heimat projizieren und das Leben im Immigrationsland vor allem als Zeit der Opfer für eine bessere Zukunft definieren, sind Kampagnen, die auf Lebenslust und Lebensqualität im Hier und Jetzt ausgerichtet sind, wohl vor allem ferne Botschaften aus einer völlig fremden Welt, zu der sie keine Zugehörigkeit empfinden.

Plakatserie Suchtpräventionsstellen des Kantons Zürich: Anhalten - Leben

Wo kann denn die Suchtprävention in einem interkulturellen Kontext ansetzen, wenn sie nicht nur die sehr gut integrierten, sondern vor allem auch die isolierteren Gruppen ansprechen will? In der kürzlich erschienenen Ausgabe von „Laut & Leise“ zur interkulturellen Suchtprävention wird darauf hingewiesen, dass das eigentliche Problem nicht die Fremdheit sondern die Randständigkeit ist. Ich bin grundsätzlich damit einverstanden, würde aber beifügen, dass Randständigkeit dann besonders belastend ist, wenn die Menschen von ihrem kulturellen Umfeld abgeschnitten sind und den Zugang zu ihrem sozialen Netz und zu ihren persönlichen Ressourcen verloren haben. In diesem Sinn können die zahlreichen Vereine und auch die religiösen Strukturen, die Migranten und Migrantinnen aus vielen Kulturen in der Schweiz meist mit einem grossen freiwilligen Einsatz aufgebaut haben, sicher im erweiterten Sinn als Teil einer interkulturellen Suchtprävention bezeichnet werden. Ich werde nun aber darauf eingehen, wo und wie die Schweizer Fachleute und Institutionen im Migrationsbereich aktiv werden und ihren Beitrag leisten können.

Plakat Suchtpräventionsstellen des Kantons Zürich: Arbeitslose sind 2-3 mal suchtgefährdeter als Berufstätige.

Wenn Migration und Arbeitslosigkeit zusammenkommen, dann wird es für viele Menschen schwierig. Gerade die Wirtschaftsmigranten und –migrantinnen sind ja zu einem sehr grossen Teil mit dem Ziel in die Schweiz gekommen, hier zu arbeiten und möglichst viel zu verdienen, um dann in der Heimat eine sichere Existenz aufbauen zu können. Manche von ihnen sind beruflich schlecht qualifiziert und riskieren in wirtschaftlich schwierigen Zeiten als erste entlassen zu werden. Andere sind sehr gut qualifiziert, sind aber aufgrund von

sprachlichen Problemen oder auch aufgrund von unseren Gesetzen gezwungen, Arbeiten anzunehmen, die ihren Möglichkeiten bei weitem nicht entsprechen. Auch sie sind am Arbeitsplatz trotz Überqualifizierung oft gefährdeter als andere. Für die Veränderung der strukturellen Bedingungen ist in erster Linie die Wirtschaft zuständig. Die Suchtpräventionsstellen können warnen und diese Zusammenhänge aufzeigen. In Einsatzprogrammen und anderen niederschweligen Arbeitslosenprojekten kann aber eigentliche Suchtprävention sehr sinnvoll sein. Ich werde später darauf zurückkommen, was die Voraussetzungen sind, damit sie auch Migrantinnen und Migranten erreichen kann.

Plakat Suchtpräventionsstellen des Kantons Zürich: 42'000 Menschen im Kanton Zürich müssen täglich mit Strassenlärm leben, der über dem Alarmwert von 70 db liegt.

Ich kenne keine Statistiken, aber ich weiss, wie extrem schwierig es für Migrantinnen und Migranten sein kann, eine Wohnung mit bezahlbarer Miete in einer ruhigen Wohnlage zu finden. Auch hier können die Suchtpräventionsstellen wohl nicht mehr als aufrütteln, Zusammenhänge aufzeigen, bewusst machen. Gefordert sind in erster Linie die Hausbesitzer, die Institutionen und die PolitikerInnen.

Plakat Suchtpräventionsstellen des Kantons Zürich: Trotz Verbot wird in 68% der Wirtschaftshäuser und in 90% der Läden Alkohol an unter 16-jährige verkauft.

Nicht nur Jugendliche, auch die Menschen, die im Gastgewerbe arbeiten, bilden eine besondere Risikogruppe in Bezug auf Alkoholkonsum. Migranten und Migrantinnen sind in diesem Wirtschaftszweig übervertreten. Eine ganz besonders stark gefährdete Gruppe sind die Tamilen, die sehr häufig im Gastgewerbe arbeiten. Sie hatten in ihrer Heimat keine Gelegenheit, den Umgang mit Alkohol zu erlernen und sind nun deshalb seinen Folgen besonders ausgeliefert. Rajan Rajakumar wird später über ein Alkoholpräventionsprojekt erzählen, das sich spezifisch an diese Gruppe wendet.

Plakate Suchtpräventionsstellen des Kantons Zürich: Wenn sich 11-16-jährige in der Schule wohlfühlen, konsumieren sie massiv weniger Alkohol und Tabak/Wenn Jugendliche keine Ausbildung haben, konsumieren sie massiv häufiger Alkohol und Heroin

Was braucht es, damit sich Kinder in der Schule wohlfühlen. Sicher braucht es geeignete strukturelle Voraussetzungen, kompetente und verständnisvolle Lehrpersonen, Lehrpläne, die die Ressourcen aller Kinder – also auch von Kindern mit Migrationshintergrund – einbeziehen, Selektionskriterien, die auch diesen Kindern gerecht werden. Dass diesbezüglich noch viel zu tun ist, zeigen die Forschungen ebenso wie die Bildungsstatistik die den massiv überhöhten Anteil von Kindern mit Migrationshintergrund in den schwächeren Schultypen in aller Deutlichkeit nachweist.

Damit Kinder sich in der Schule wohl fühlen, braucht es aber auch Eltern, die ihren Kindern in der frühen Kindheit eine möglichst gute Unterstützung und Förderung zukommen lassen und die sie später im Kindergarten und in der Schule mit ihrer Anteilnahme und ihrem Interesse begleiten. Mit anderen Worten: die Familien bilden einen Bereich, in dem enorm viel sinnvolle Präventionsarbeit geleistet werden kann. Das zuvor gezeigte Plakat sagt es deutlich: Prävention von schulischen und sozialen Schwierigkeiten ist immer gleichzeitig auch Suchtprävention. In den vergangenen Jahren haben viele Suchtpräventionsstellen sich ganz bewusst diesem Bereich zugewandt und enorm spannende und innovative Projekte aufgebaut. Ein Beispiel davon ist FemmesTISCHE mit Migrantinnen, ein Projekt, das inzwischen in mehreren Kantonen läuft und in dem nach einem Verbreitungskonzept, das den Tupperware-Parties recht ähnlich sieht, sehr erfolgreich Suchtprävention gemacht wird. Für den Einsatz in solchen niederschweligen Projekten aber auch für die interkulturelle Elternarbeit und Elternbildung in Kindergärten und Schulen wurden in den letzten Jahren verschiedene audiovisuelle Arbeitsmittel geschaffen, die in zahlreichen Sprachen verfügbar sind. Lea Luarasi wird anschliessend über das Fisp-Projekt „Elternbildung mit MigrantInnen“ berichten: ebenfalls ein ganz besonders erfolgreiches Präventi-

onsprojekt im interkulturellen Bereich, in dem mit solchen audiovisuellen Mitteln gearbeitet wird.

Nun, was sind denn die Bedingungen, damit Suchtprävention im interkulturellen Bereich die angesprochenen Menschen erreichen und wirksam werden kann?

Eine erste Voraussetzung liegt für mich darin, dass wir Fachpersonen unsere Arbeit aus einer Haltung von Achtung und Wertschätzung für die Lebensziele, Lebensmodelle und Lebensformen von Menschen aus anderen Kulturen ausüben. Ich gehe hier einmal davon aus, dass wir hier in der Schweiz nicht die bestmögliche aller Gesellschaftsformen gefunden haben, und dass unsere Wert- und Erziehungsvorstellungen ebenso kulturspezifisch sind, wie alle anderen auch. Wir müssen sehr offen und achtsam sein und ein Gespür dafür entwickeln, wo und wie die Menschen, die wir ansprechen, ihre eigenen Ressourcen aktivieren und trotz allen widrigen Umstände, die das Leben in der Migration mit sich bringt, wieder besser zum Tragen bringen können. Wenn es auf diese Weise gelingt, sie in ihrer eigenen Handlungsfähigkeit zu stärken, sie vielleicht auch beim Aufbau von neuen sozialen Netzen zu unterstützen, die zumindest teilweise den vertrauten gesellschaftlichen Rückhalt kompensieren können, der durch die Migration verloren gegangen ist, dann ist das Suchtprävention.

Manchmal hört man in Fachkreisen die Aussage, Suchtprävention im Migrationsbereich müsse sich primär den Jugendlichen zuwenden, die Arbeit mit den Eltern – gerade mit den wenig integrierten – sei zu aufwändig und bringe zu wenig. Da bin ich ganz anderer Ansicht. Wenn wir die Jugendlichen mit Migrationshintergrund allein ansprechen auf der Grundlage von Wertvorstellungen und Beziehungsmodellen, die sich von denjenigen, die in ihrer Familie gelebt werden, stark unterscheiden, verstärken wir das Spannungsfeld, in dem sich die Jugendlichen täglich bewegen, noch zusätzlich und damit auch die Loyalitätskonflikte, die oft einen nicht unwesentlichen Nährboden für ihre schulischen Probleme darstellen. Wirkliche Entlastung schaffen wir dann, wenn wir Brücken der Verständigung schaffen, die auch die Eltern mit einbeziehen.

Insbesondere in der Elternarbeit bedeutet das, dass wir Fachleute zunächst einmal unsere Vorstellung revidieren müssen, dass wir diejenigen sind, die grundsätzlich wissen, wie Kinder erzogen werden müssen. Jede Gesellschaft hat ihre eigenen Wert- und Erziehungsvorstellungen. Erziehungsziele haben also nie eine universelle Gültigkeit. Je nach dem sozialen Umfeld, in dem Kinder heranwachsen, müssen sie andere Kompetenzen erwerben, um sich zurecht zu finden. Was wir Fachleute aber wissen, ist, dass es für Kinder und Jugendliche, die in **dieser** spezifischen Gesellschaft heranwachsen, wichtig und nützlich ist, bestimmte soziale Kompetenzen zu entwickeln – in einer anderen Gesellschaft wären es wieder andere. Dieses Wissen kann für die Eltern dann greifbar werden, wenn wir es nicht als etwas Absolutes und universell Gültiges vertreten, sondern den Bezug herstellen zu den spezifischen Gegebenheiten in dieser Gesellschaft. Wichtig ist auch, dass wir es auf eine Art vermitteln, die für die Eltern zugänglich ist.

Grundsätzlich wollen alle Eltern, dass ihre Kinder lernen, sich im Leben zurechtzufinden, und sie möchten ihnen das aus ihrer Sicht Beste dafür mitgeben.

Um mit Eltern, die aus anderen Kulturen stammen, auf eine stärkende und integrationsfördernde Art kommunizieren zu können, müssen wir zuallererst einmal mehr über ihre Wert- und Erziehungsvorstellungen erfahren. Nur wenn ich weiss, wo der andere ist, kann ich ihn da abholen. Wenn ich zum Beispiel einem traditionellen Vater erklären will, weshalb es für seine Tochter nützlich ist, wenn sie im Kindergarten lernt, sich abzugrenzen und auch einmal Nein zu sagen, kann ich ihm weder mit den Menschenrechten noch mit feministischen Grundsaterklärungen kommen. Er wird sich aber für mein Anliegen interessieren, wenn ich ihm sage, in einer Gesellschaft wie dieser hier in der Schweiz, wo die Menschen, die zusammenleben, so unterschiedliche Ideen haben darüber, was richtig und falsch und

was gut und böse ist, da sei es immer wieder einmal wichtig, dass seine Tochter auch Nein sagen könne, wenn jemand mit Vorschlägen oder Ideen auf sie zukomme, die für sie nicht stimmen würden. Und Nein sagen könne man nicht von selber, sondern das müsse man lernen und üben.

Im echten Austausch vom "Was ist Ihnen wichtig?" und vom "Mir ist das wichtig, weil..." entstehen die Brücken, die vor allem in der Primärprävention im interkulturellen Bereich wichtig sind. Und oft ist es in einem solchen Austausch dann auch möglich, gemeinsame Grundwerte zu finden und auszuformulieren, die letztlich in einer traditionellen somalischen oder türkischen Familie genau gleich sind wie in der Schweizer Schule. (Z.B. "Wir wollen beide, dass sich Ihr Kind im Leben zurechtfindet" oder "Wir wollen beide, dass Ihr Kind lernt Gefahren zu erkennen und sich zu schützen." etc.). Werden solche gemeinsame Grundziele ausformuliert, dann führt das zu einer spürbaren Entlastung und es entsteht eine Vertrauensbasis für die Zusammenarbeit, auf die immer wieder zurückgegriffen werden kann.

Wenn wir das in Bildern zusammenfassen wollen, könnte man sagen:

Wenn ich eine Brücke bauen will, genügt es nicht, wenn ich die Beschaffenheit meines eigenen Ufers kenne, ich muss auch über das andere Ufer informiert sein.

Brücken erfüllen dann ihren Zweck, wenn sie in beide Richtungen begehbar sind. Einbahn-Brücken, die nur der Information in einer Richtung dienen, weisen immer ein Gefälle auf und sind insofern nur begrenzt nutzbar.

Bausteine für solche Brücken sind:

- die Erkenntnis, dass eigene Lebensziele, Lebensmodelle und Lebensformen nicht universelle Gültigkeit haben
- Offenheit, Achtung und Wertschätzung für die Lebensziele, Lebensmodelle und Lebensformen der Anderen
- die Fähigkeit, Gemeinsames zu erspüren und auszuformulieren
- und gute, für diesen spezifischen Kontext geeignete Strukturen

Was wir Fachleute einbringen können, ist eine Grundhaltung, die diesen Erfordernissen entspricht, unser Wissen über Sucht und Abhängigkeiten, über Suchtprävention und über Schutzfaktoren, sowie geeignete Strukturen und finanzielle Mittel im Rahmen von Projekten und spezifischen Angeboten. Für die Vermittlung dieses Wissens an Menschen aus anderen Kulturen sind wir aber sehr stark auf die Zusammenarbeit mit Kulturvermittlern und Kulturvermittlerinnen angewiesen: mit Menschen, die selber einen weiten Integrationsweg gegangen sind, die deshalb ganz spezielle Ressourcen haben und die für ihre Landsleute oftmals viel glaubwürdiger sind als Schweizer Fachleute. Dank ihrem Zugang zu beiden Kulturen können sie dabei helfen, die notwendigen Brücken zu bilden und das Wissen der Fachleute und Institutionen im Kreis ihrer Landsleute zu verbreiten. Damit leisten sie einen unschätzbaren und unersetzlichen Beitrag nicht „nur“ für ihre Landsleute sondern für die gesamte Bevölkerung in diesem Land.

Und damit komme ich zu ein paar zusammenfassenden Hinweisen zur Suchtprävention im interkulturellen Kontext.

Grundhaltung

- Suchtprävention im interkulturellen Kontext muss aus einer Grundhaltung der Gleichwertigkeit verschiedener Gesellschaftsformen erfolgen.
- Suchtprävention im interkulturellen Kontext kann nur auf der Basis einer echten Nähe und Solidarität mit den Angesprochenen erfolgreich sein.
- In der Suchtprävention im interkulturellen Kontext sind wir niemals nur die Lehrenden, sondern wir müssen immer gleichzeitig auch die Lernenden sein.
- Suchtprävention im interkulturellen Kontext muss in der Muttersprache der angesprochenen Gruppen angeboten werden.

Zuständigkeit und Kompetenzen bei der Suchtprävention im interkulturellen Kontext

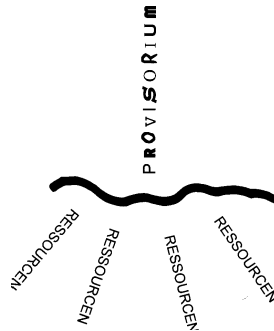
- Fachleute, die Suchtprävention im interkulturellen Kontext machen wollen, brauchen spezielle Kompetenzen und Kenntnisse.
- KulturvermittlerInnen spielen in der Suchtprävention im interkulturellen Kontext eine sehr wichtige Rolle. Der spezifischen Schulung von KulturvermittlerInnen aus den verschiedenen Sprach- und Kulturkreisen für die Tätigkeit im Bereich der Suchtprävention kommt daher grosse Bedeutung zu.
- Bei der Zusammenarbeit mit KulturvermittlerInnen muss der Klärung des Auftrags und der Rollenverteilung besondere Beachtung geschenkt werden.

Organisation von Veranstaltungen

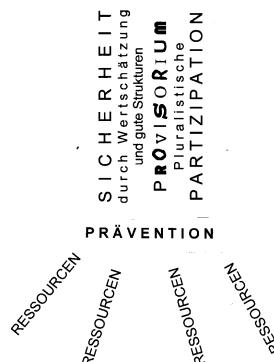
- Suchtprävention im interkulturellen Kontext kann - mit Einbezug von geschulten KulturvermittlerInnen - über die Kindergärten und Schulen erfolgen.
- Werden einzelne Ethnien angesprochen, soll das Angebot nicht (nur) direkt von Schweizer Institutionen angeboten werden, weil Schwellen- und Berührungängste eine breite Teilnahme verunmöglichen.
- Suchtprävention für einzelne Ethnien erfordert Vernetzung mit den Vereinigungen und Organisationen der angesprochenen Sprachgruppen und soll optimalerweise von den öffentlichen schweizerischen Institutionen finanziert, aber organisatorisch von den Vereinigungen selber getragen werden.

Und wenn ich jetzt ganz zum Schluss noch einmal auf meine Stichwörter zurückkommen darf, dann hoffe ich, meine Vorstellungen zu den Grundlagen der interkulturellen Suchtprävention so weit ausformuliert zu haben, dass wir sie ordnen können:

Wenn Menschen in einem Dauer**provisorium** leben, das zudem noch auf einem wackeligen Boden steht, dann können ihre **Ressourcen** nicht fließen.



Eine Aufenthaltsbewilligung und Arbeit können wir ihnen meist nicht vermitteln, aber unsere Wertschätzung, gute Strukturen in den Projekten und die Möglichkeit, in den Projekten auf einer **pluralistischen** Grundlage **partizipieren** zu können, geben doch ein Stück weit **Sicherheit** und Boden unter den Füßen. Auf diesem Boden können auch die ursprünglich vorhandenen **Ressourcen** wieder fließen.



Sind diese Voraussetzungen gegeben, dann können auch Inhalte der Suchtprävention einfließen und daraus wiederum können neue **Perspektiven** erwachsen.



Mit anderen Worten: Ich bin der Meinung, dass die interkulturelle Suchtprävention, um erfolgreich zu sein, zweiphasig verlaufen muss. Im ersten Schritt geht es vor allem um Sicherheit und Partizipationsmöglichkeiten und erst im zweiten Schritt um das Vermitteln der eigentlichen Inhalte. Sind diese Voraussetzungen gegeben, kann der Baum der interkulturellen Suchtprävention wachsen und gedeihen.